

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der räthelhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.

(Fortsetzung.)

„Ich werde Sie später noch eingehender vernehmen,“ sagte der Vorsitzende. „Vorerst müssen wir über den Ursprung dieses Briefes ins reine zu kommen suchen. Es sieht also aus, als ob ein anderer diesen Brief geschrieben und Interesse daran gehabt hätte, den Herrn Oberst zu der gegebenen Stunde aus seinem Hause zu entfernen. Das ist ja ein ganz merkwürdiges Zusammentreffen, daß diese zwei Briefe zu gleicher Zeit ankommen, denselben Inhalt haben und dieselbe Stunde bestimmen. Nun, wir werden ja sehen. Herr Asbjörn Krag wünscht, über diesen Punkt als Zeuge vernommen zu werden.“

Krag trat vor, und der Vorsitzende reichte ihm den Brief.

„Dieser Brief ist in mehr als einer Hinsicht interessant,“ erklärte Krag. „Ich kann Wort für Wort nachweisen, daß er mit verstellter Handschrift geschrieben ist. Der Schreiber war nämlich dieser Kunst nicht ganz mächtig. Diese Handschrift zeigt so viele charakteristische Einzelheiten, daß selbst ein Laie die Aehnlichkeit erkennen müßte, wenn ein Brief daneben gelegt würde, der mit der gewöhnlichen Handschrift des Absenders geschrieben ist. Es ist mir gelungen, in den Besitz eines solchen Schriftstücks zu kommen, und dadurch habe ich auch herausgebracht, wer diesen Brief an den Oberst Holger gerichtet hat. Ich kenne seinen Namen. Es ist nicht der Herr Rittmeister Rye.“

In Saale herrschte große Spannung. Der Vorsitzende verschlang förmlich jedes Wort des Detektivs.

Der Detektiv zog ein zusammengefaltetes Stück Papier aus der Tasche. Dieses Papier legte er neben den geheimnisvollen Brief und fragte den Vorsitzenden:

„Kann man bestreiten, daß diese beiden Briefe von einer und derselben Hand geschrieben sind?“

Der stellvertretende Amtsrichter studierte beide Schriftstücke eingehend. Seinem Gesicht war anzusehen, daß er höchst erstaunt war.

„Jetzt wird die Sache plötzlich klar!“ murmelte er vor sich hin. „Der Brief an den Oberst zeigt allerdings deutlich, daß er mit verstellter Handschrift geschrieben ist. Es ist gar kein Zweifel, daß diese beiden Briefe von derselben Hand geschrieben sind. Woher haben Sie diesen Brief, Herr Krag?“

„Ich habe ihn gefunden,“ antwortete der Detektiv. Der Vorsitzende sah ihn an und stuzte.

Krag, der diesen Blick aufgefangen hatte, bemerkte:

„Ich bitte Sie, sich zu erinnern, daß es hier nicht bloß gilt, einer merkwürdigen und geheimnisvollen Sache auf den Grund zu kommen, sondern auch eines Menschen Wohlfahrt und Ehre zu retten. Meines Freundes Ehre.“

„Ich kann das Beweismaterial noch vermehren,“ sagte der Vorsitzende und legte ein drittes Schriftstück auf den Tisch. „Dies ist ein Brief des Advokaten Bomann, in dem er mir mitteilt, daß er als Zeuge erscheinen werde und wichtige Aussagen zu machen habe.“

Der Augenschein zeigte ganz deutlich, daß alle drei Briefe, der, durch den der Oberst aus dem Hause gelockt worden war, der Brief ans Gericht und der, den Asbjörn Krag vorgelegt hatte, von derselben Hand, also von Advokat Bomann geschrieben sein mußten.

Der Vorsitzende saß eine Weile stumm da und dachte nach. Diese plötzliche Aenderung der Sachlage verblüffte ihn augenscheinlich nicht wenig.

„Die Sache ist in ein neues Stadium getreten,“ sagte er. „Wir haben jetzt nicht mehr einen Verdächtigen, wir haben zwei. Rittmeister Rye steht nicht mehr allein als solcher da.“

„Dann möchte ich die Herren darauf aufmerksam machen, daß der eine Verdächtige, der Herr Rittmeister, zu der Verhandlung erschienen ist, während der andere ausbleibt, trotzdem er sein Erscheinen ausdrücklich angekündigt hatte,“ sagte Krag. „Das sieht beinahe aus, als ob der Herr Advokat eine Ahnung gehabt hätte, daß eine kleine Veränderung in der Sachlage bevorstand, und durchgebrannt wäre.“

„Das ist kaum denkbar, woher sollte er eine solche Ahnung gehabt haben?“ meinte der Vorsitzende. „Ich selbst hatte ja keine Ahnung davon. Ich wußte allerdings, daß Sie eine Ueberraschung bereitet hatten, aber wer hätte gedacht, daß sich die Sache in dieser Weise aufklären würde.“

Nachdenklich blätterte der junge Richter in seinen Papieren.

„Ja,“ erklärte er sodann, „es wird wohl wenig Sinn haben, mit der Verhandlung fortzufahren, bevor wir den Advokaten gefunden haben. Es wird also das Klügste sein, uns erst dieses Mannes zu versichern!“

„Darf ich mir hierzu eine Bemerkung erlauben?“ fragte Krag. „Ich möchte dadurch Ihre Ansicht noch besonders unterstügen.“

„Bitte, reden Sie offen! Wir sind ja erst bei der Voruntersuchung und müssen nach allem greifen, was zur Aufklärung dienen kann. Was haben Sie mir mitzutheilen?“

„Wenn ich mich an Ihre Stelle versetze, würde ich etwa folgendermaßen schließen,“ sagte Krag. „Es ist ja die überwiegendste Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß der Mann, der den Brief an Oberst Holger geschrieben hat, der Täter ist. Nun liegen zwei solche Briefe vor, oder richtiger gesagt, es ist die Rede von zwei solchen Briefen. Der eine liegt hier auf dem Tisch des Hauses, der andere ist verschwunden. Diesen verschwundenen Brief hatte Rittmeister Rye geschrieben, den vorliegenden Advokat Bomann. Wer von den beiden Männern ist der Täter? Wenn Sie von dem Verede der Leute absehen, von all dem böswilligen Geschwätz, das heute in der Gegend über den Rittmeister im

Schwange ist, müssen Sie einräumen, daß er ein Mann von Ehre ist oder wenigstens den Eindruck eines solchen macht."

Der Vorsitzende nickte.

„Der Rittmeister hat ohne Zögern Dinge zugestanden, die geeignet sind, ihn in ein recht schlechtes Licht zu setzen, und hat anderes verschwiegen, was er ebenfalls zugesteht, und dieses Verschweigen macht seine Sache noch schlimmer. Mit anderen Worten, er hat auf sich selbst nicht die mindeste Rücksicht genommen, er hat offen geredet, wo er das wollte, und er hat geschwiegen, wo er schweigen wollte — aus Gründen, die er nicht auseinanderzusetzen wünscht. Es gehört kein besonders entwickelter psychologischer Sinn dazu, um einzusehen, daß gerade dieses Auftreten seine Aussagen glaubhaft macht. Ich denke, Herr Vorsitzender, Sie sind hierüber mit mir einig.“

„Ich habe allerdings auch den Eindruck, daß die Zeugenaussagen des Herrn Rittmeisters das Gepräge der Zuverlässigkeit tragen,“ erwiderte der stellvertretende Amtsrichter. „Ich sehe bloß nicht ein, warum er über wichtige Punkte schweigt. Weiter, Herr Detektiv.“

„Nun wollen wir uns einmal den andern Verdächtigen näher betrachten,“ fuhr Krag fort. „Mir und Ihnen ist der Mann sofort aufgefallen. Er hat ein ausgeprägtes Interesse für den Fall bewiesen. Sie erinnern sich, wie er auf dem Plage herumliefe und förmlich auf dem Boden witterte, wie ein Hund. Augenscheinlich wollte er den Verdacht so stark als irgend möglich auf den Rittmeister lenken. Warum? Ist es wahrscheinlich, daß sich irgend ein völlig Unbeteiligter so auf Leben und Tod auf eine Sache stürzt, nur um einen ihm ganz unbekanntem Menschen unglücklich zu machen und um seine Ehre zu bringen?“

Nun will ich Ihnen sagen, daß ich gestern abend noch einmal mit diesem Manne zusammengetroffen bin. Vermutlich war es einige Minuten, möglicherweise eine halbe Stunde, nachdem er diesen Brief an Sie abgeschickt hatte. Ich hatte mir vorher schon vorgenommen, ihm ein wenig auf die Finger zu sehen, und es ist möglich, daß ich einige Äußerungen getan habe, die seinen Verdacht erregten. Jedenfalls liegt heute ein verdächtiger Umstand vor. Obwohl er mitgeteilt hatte, daß er bei der heutigen Verhandlung erscheinen und wichtige Aufschlüsse geben werde, ist er nicht gekommen. Er ist im Gegenteil spurlos verschwunden und hat keine Abgabe geschickt. Ich will es Ihnen überlassen, welchen Schluß Sie daraus ziehen wollen. Wer ist mehr verdächtig, der Rittmeister, der von Anfang an, ohne jede Rücksicht auf sich selbst, die Karten offen auf den Tisch gelegt hat, oder dieser Mann, der vom Schauplatz verschwunden ist?“

„Der Schluß ist in meinen Augen nicht schwierig,“ meinte der Vorsitzende. „Der Mann, der am schlechtesten dasteht, ist der Advokat.“

„Darum müssen wir auch versuchen, ihn in die Hände zu bekommen, und das mit allen Mitteln, die Ihnen zu Gebote stehen.“

Fragend blickte der Vorsitzende den Detektiv an. Dieser nickte, und der Vorsitzende ließ den Amtsvorsteher rufen. Die beiden flüsternten miteinander, und dann verließ der Amtsvorsteher eiligst das Zimmer.

In der Verhandlung, die einen so sonderbaren und völlig unerwarteten Verlauf genommen hatte, wurde eine Viertelstunde Pause gemacht. Dem Amtsvorsteher war aufgetragen worden, um jeden Preis den Advokaten aufzufinden und ihn, im Notfall mit Gewalt, vor die Schranken zu bringen.

Asbjörn Krag trat zu dem Rittmeister, der am Ofen lehnte und nicht merken ließ, wie nahe ihn die Sache anging, obgleich er eine der Hauptpersonen, wenn nicht die Hauptperson in dem Drama war, das sich hier abspielte.

„Nun ist der Angriff abgeschlagen,“ sagte der Detektiv zu ihm. „Du wirst nicht verhaftet!“

„Das ist mir einerlei.“

„Das sehe ich. Aber mir nicht.“

„Warum denn?“

„Weil ich das Gefühl habe, daß es mir die Führung der Sache sehr erschweren würde, wenn du eingesperrt wärest. Ich habe mehr Aussicht, Licht in die Geschichte zu bringen, wenn du frei herumläufst.“

„Ich verstehe immer noch nicht —“

„Aber ich. Es sind Mächte gegen dich in Bewegung gesetzt, gefährliche Mächte.“

In diesem Augenblick wurde die Türe aufgerissen, und der Amtsvorsteher stürzte bleich und verflört herein.

„Das sieht ja — das sieht ja schön aus!“ stammelte er.

14. Kapitel.

Im Zimmer des Advokaten.

Der Amtsvorsteher wurde von allen Anwesenden umringt; Asbjörn Krag eilte auf ihn zu.

„Hören Sie, wir haben mit Ihnen zu reden,“ sagte er. Er winkte dem Vorsitzenden, und die drei Herren gingen zusammen hinaus. Die Journalisten wollten mitkommen, aber auf ein Wort Krags blieben sie zurück.

Als der Detektiv mit dem stellvertretenden Amtsrichter und dem Amtsvorsteher vor der Türe war, fragte er den letzteren:

„Wo sind Sie gewesen?“

„Ich war beim Kaufmann.“

„Haben Sie den Advokaten getroffen?“

„Nein.“

„Sie müssen aber doch etwas erlebt haben. Sie sehen ja ganz verstört aus.“

„So etwas habe ich noch nie gesehen!“

„Sie hatten Befehl, in des Advokaten Zimmer einzudringen, nicht?“

„Ja.“

„War die Türe geschlossen?“

„Nein, sie war eingedrückt.“

„Gut. So wollen wir machen, daß wir hinkommen.“

„Meinen Sie nicht auch, Herr Amtsrichter?“

Dieser nickte und ging ins Zimmer, um die Sitzung zu vertagen. Dann machten sich die drei auf den Weg.

Asbjörn Krag ging eilends voran. Er ging so schnell, daß der Amtsvorsteher, der ein älterer und etwas beleibter Mann war, ihm kaum folgen konnte. Der stellvertretende Amtsrichter war sehr gespannt.

Als sie am Hause des Kaufmanns angelangt waren, wurden sie von der Kaufmannsfrau in den zweiten Stock gewiesen, in dem der Advokat sein Zimmer hatte. Die Frau kam selbst mit hinauf. Sie sah bekümmert aus und war wortkarg. Augenscheinlich hatte das, was geschehen war, einen starken Eindruck auf sie gemacht.

Asbjörn Krag ging ihr voran und entdeckte gleich die aufgeschrenzte Türe, durch die er sofort ins Zimmer des Advokaten eintrat. Und nun verstand er auch mit einemmale, warum der arme Amtsvorsteher so erschrocken ausgesehen hatte.

Das Zimmer zeigte deutliche Spuren, daß hier allerlei Gewalttätigkeiten verübt worden waren. Die Schubladen der Kommode und des großen Schreibtischs, der in der Mitte des Zimmers stand, waren herausgezogen, und eine Menge Papiere lagen über den Teppich verstreut. Einige Stühle waren umgeworfen.

„Hier sieht es aus, als ob ein Kampf stattgefunden hätte,“ sagte der Stellvertretende, indem er auf das Durcheinander deutete.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Dienemann.

Eine weitere Geschichte von R. v. d. Eider.

Herr Dienemann war Kommiss im Hause S. F. Köhntopp, Kolonial- und Kurzwaren, Niederlage ff. Weine und Zigarren, in dem Dorfe Schapsbüll.

Herr Dienemann war sozusagen die Seele des Geschäfts. Das merkte man so recht, wenn drei oder vier, oder gar fünf Kunden zu gleicher Zeit im Laden waren. S. F. Köhntopp selbst schaute dann meist etwas ratlos drein, während seine Finger mit der goldenen Uhrkette spielten, die so recht gewichtig und voll über seinem runden Bauschein hing. Der Lehrling hingegen rannte wild herum wie ein junger Hund. Er stolperte über seine eigenen Füße und hief überall mit dem Kopfe an. Herr Dienemann allein blieb stets Herr der Lage. Er warf den Kopf mit der dunkelgeölten Stirnlode nach hinten über, legte die Stirn zwischen den Augenbrauen in zwei tiefe Falten, blickte einen Augenblick scharf nach der Deckenleiste, schoß dann wie ein Stohrvogel auf den gewünschten Gegenstand los und beförderte ihn mit einer schwingvollen Handbewegung auf den Ladentisch. Dies machte ihm so leicht feiner nach.

Aber noch mehr: während er noch dabei war, den einen Kunden zu bedienen, wandte er sich schon, als ob es gar nichts weiter wäre, an den zweiten und fragte nach seinen Wünschen, dabei sah er den dritten schon an, als ob er sagen wollte: „Nur Geduld, gleich kommst du auch dran.“ Während all dessen

behielt er stets die Tür im Auge, um nicht zu veräumen, jeden neu Ankommenden zu grüßen.

So erklärte es sich, daß Herr Dienemann eine der beliebtesten Persönlichkeiten im Dorfe war. Trotzdem verstand er es, allseitige Vertraulichkeiten fernzuhalten. Wenn es auch bei den Bauern immer hieß: „Du, Dienemann!“ — Herr Dienemann selbst pflegte den simpelnsten Knecht mit „Er“ und „Herr“ anzureden.

Bei dem weiblichen Geschlecht fand er trotz mancher Negerien in besonderer Gunst. Er tanzte wie ein gelehrter Tanzmeister. Er verneigte sich vor den Bauernmächtlern, als ob sie Gräfinnen wären. In den Tanzpausen idyllisierte er den Damen Himbeer-Limonade und Pfefferminzbonbons. So kam es, daß er auf den Festlichkeiten des Dorfes eine große Rolle spielte. Es hieß sogar, er wäre mit der schneidenden Wiebke Johnson von Johnsonshof heimlich verlobt; aber das war nicht der Fall. Wiebke hatte nur ein Auge auf ihn geworfen, und er machte ihr in allen Ehren den Hof. In einer Erklärung war es zwischen ihnen noch nicht gekommen.

Eines Tages gab es im Dorfe eine große Hochzeit: Stiene Dyhsen, die Tochter des Amtsvorstehers, verheiratete sich. Da die Frau Amtsvorsteher zu den ganz Feinen gehörte, gab es auf der Hochzeit statt Schnaps und Dinnbier Rot- und Weißwein zu trinken, und da sie trotz ihrer Feinheit noch am Bauernhöflichkeit hing, wurde keiner eingeladen, der nicht von einem Hofe stammte, der mindestens vierzig Demat groß war.

Wiebke Johnson war auch auf der Hochzeit; aber Herr Dienemann war nicht eingeladen. So fehlte auf dem Fest der beste Tänzer.

Es gab Herrn Dienemann doch einen kleinen Stich ins Herz, als er abends beim Schließen der Fensterläden die Fenster des Amtshofes hell erleuchtet sah und die Tanzmusik aus der Ferne herüberhallte.

Es war bereits nach Mitternacht, als ihn ein Klopfen an seinem Fenster weckte. Da der Lehrling sich den Fuß verstaucht hatte, mußte Herr Dienemann aufstehen.

Draußen stand Jan Dyhsen, der Sohn des Amtsvorstehers, mit einem großen Korbe.

„Der Wein ist alle“, sagte er, „die Kerls saufen wie verrückt, und Mutter läßt schon bitten.“

„Mit Vergnügen“, antwortete Herr Dienemann. Er kleidete sich in aller Eile an, schlüpfte in die gestrichelten Morgenschuhe und stieg mit dem Burischen in den Weinkeller, wo sie beim Schein eines Talglichtes die Weinflaschen einpackten.

Der Korb war schwer, und der Bauernjunge stand schon nicht mehr sicher auf seinen Beinen.

„Du, Dienemann“, sagte er, „tu mir doch den Gefallen und trag mir ihn mit selber. Kriegt auch ein Glas ab.“

„Mit dem größten Vergnügen.“

Herr Dienemann band sich nur noch in aller Eile Kragen und Manschetten um. Er hielt auf weiße Wäsche, und es war immerhin möglich, daß ihn die Gäste, wenn auch nur von ferne, sehen könnten.

Der andere trampelte bereits vor Ungeduld mit den Füßen. „Ich komme sofort“, rief Herr Dienemann.

Unterwegs fiel ihm ein, daß er eigentlich auch Stiefel hätte anziehen müssen. Aber der Weg war zum Glück trocken. Die gestrichelten Schuhe sahen auch noch sehr gut aus, nur hatte er in der Eile keine Strümpfe angezogen. Dies gab ihm ein Gefühl der Unsicherheit.

Auf dem Amtshofe wurde der Wein mit lautem Durra begrüßt. Herr Dienemann wurde umringt, und er sich verließ, sah er an einem Tisch inmitten einer fröhlichen Gesellschaft. Man schenkte ihm ein; die Hausfrau selber brachte ihm Dorte und belegte Butterbrote, und ihm gegenüber saß Wiebke Johnson.

Wiebke strahlte. Ihre blauen Augen funkelten, ihre Wangen waren röter als sonst, ihr blondes Haar hatte sie hübsch gebrannt, und dann hatte es sich beim Tanzen gelockert. Das gab ihr in Herrn Dienemanns Augen ein romantisches Aussehen.

Er wurde nicht müde sie anzusehen. Nur einmal warf er einen verflöhnenen Blick auf seine Füße. Dann atmete er auf. Es war nichts zu sehen.

Die Gesellschaft wurde immer lustiger. Herr Dienemann erzählte Anekdoten. Der Rausch kam auf den Tisch. Er stieß mit Wiebke an auf Du und Du.

Von der Diele her klang die Tanzmusik.

„Tanzen! Tanzen! Damenwahl!“ rief eine Stimme.

Wiebke verbeugte sich regelrecht: „Bitte!“

Herr Dienemann erhob sich. Er schwanke schon ein wenig. Ihn war so, als wäre irgend etwas bei ihm nicht ganz in Ordnung. Er zwifte an seinen Manschetten. Schon hatte Wiebke ihn eingeholt.

Die Musik spielte: „Du, du liegst mir im Herzen.“ — Herr Dienemann schwang seine Tänzerin im Walzertakt.

Da, wie er tanzte! Alle anderen hörten auf. Alle sahen zu, stießen sich an, lächelten, nickten, lachten. Ein derbes Scherzwort traf Wiebkes Ohr. Da hielt sie inne. Drei geduckte Morgenröthe stiegen in die Ecke, und vor ihr stand Herr Dienemann ohne Strümpfe.

Laut aufkreischend eilte Wiebke fort.

Herr Dienemann starrte wie betäubt auf seine Füße. Eine

mitleidige Seele schob ihm die Hausschuhe hin. Er zog sie an und machte sich still ohne Abschiedsberührung davon.

Am nächsten Sonntag stand im Zehner Wochenblatt eine Annonce, worin ein gewandter Kommis Stellung in einem ersten Hause der Kosonial- und Kurzwarenbranche suchte.

Und Wiebke?

Sie behauptete, es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, an eine Heirat mit Herrn Dienemann zu denken. Sie fügte hinzu, wenn ein Bauer mit bloßen Füßen daherkäme, so bliebe er immer noch ein Bauer, aber ein feiner Herr, der darauf ginge, wäre ein Spott für die Leute, und deshalb bliebe sie beim Bauernstande.

Die Aderfurche.

Von Alfred Bratt.

„Gewiß, mit der Kriegsromanik vergangener Jahrhunderte ist es vorbei“, sagte der Major, indem er nachdenklich vor sich hinblickte. „Und das ist auch ganz natürlich so. Denn damals kämpfte man noch Auge in Auge, wenn ich so sagen darf. In dem Maße, in dem zum Beispiel die Schußweite zugenommen hat, ging es mit der Romanik zurück. Für poetische Anekdoten aller Art ist heute wenig Zeit und Gelegenheit vorhanden. Und doch... was die Technik der Feldspionage betrifft, so möchte ich ruhig behaupten, daß ihre Spitzfindigkeit sich mit den Schwierigkeiten vervielfacht hat.“

Er machte eine Pause und lächelte auf merkwürdige Weise. „Ich habe da Sachen erlebt“, fuhr er fort, „Sachen, die auch ein Sherlock Holmes-Erfinder nicht verdröhter erfinden würde. Zum Beispiel die Geschichte mit den Aderfurchen... hm ja, glaube doch, daß auch ein gut Stück Romanik drin steckt — auf seine Weise, natürlich.“

Er machte eine weitere Pause, und da man ihn drängte und hat, begann er zu erzählen. In kurzen Sätzen, manchmal holperig und dann plötzlich in erstaunlichem Fluß, wie die einzelnen Begebenheiten ihm eben mehr oder minder plastisch zum Bewußtsein kamen.

„Es war in Nordfrankreich, besetztes Gebiet. Wir hatten Artilleriestellung in einem Dorf bezogen. Oder über das Dorf hinaus, um ganz genau zu sein. Denn der Ort selbst war das, was man in Stellungskampft oft erste Etappe nennt. Bienenloch weit vorgeschoben allerdings, mit mehrfachen Schrammen in Mauern und Tächern, wo mal eine Granate oder eine Fliegerbombe des Gegners guten Tag gefaßt hatte.“

Trotzdem war das Dorf nicht ganz verlassen. Der Bauer hängt überall in der Welt an seinem kleinen Stück Boden, aus ob ausgerechnet hier und nirgend anderswo die Glückseligkeit zu finden wäre, soweit eine solche überhaupt noch auf dem alten Globus angetroffen werden kann. In dieser Hinsicht ist so ein Bauernschädel manchmal mit einem Trotz besessen, der einem unter Umständen rasend machen könnte. So gab es denn auch an dem Ort — eben unserer Begebenheit — die Kame tut ja nichts zur Sache — Leute, die trotz Vorrat und Mist dageblieben waren. Dann erhielten wir mal eine ordentliche Ladung Flankenfeuer, schweres Geschütz, das gar nicht übel brummte. Da verzogen sich natürlich auch die ältesten zivilen Franzosen; tagelang wurden sie sogar strengstens fern gehalten.

Nach 'nem Gewitter pflegt wieder 'ne Zeitlang schon Wetter zu sein. Das ist eine Regel, die sich auch im Stellungskrieg mehr als einmal mit Erfolg behauptet hat. Da kamen denn wieder ein paar von den Bauern zurück, um ihre Habe zu holen und zu sehen, wie denn jetzt die Dinge ständen. Einer aber blieb standhaft an seinem Fleck, ob es Sturm oder Sonne gab. Immer wieder kehrte er um sein Gehöft und seinen Ader, grau, gebeugt, schamhaftig, wie so'n Ideal vor einem Hohlhund mit Menscheninstinkt, der lieber zugrunde geht, als daß er die alte Behausung aufgibt. Es war der Vater Mathieu, wie man ihn nannte.

Der Alte hatte weder Weib noch Kind. Der Ader war seine Welt, seine Familie. Während war er, der Burische; das verhärtete Gemüt hätte da weich werden müssen. Er riechte und qualte, bis er die Erlaubnis erhielt, zu bleiben. Auf eigene Gefahr, das versteht sich.

Da war es, als hätte man dem alten Landmann das Paradies selbst in die sütterigen Knochenhände gelegt. Er war glücklich, trotzdem sein Haus weniger Schutz gegen die Witterung bot, als ein isoterisch gewordener Regenkamm. Er lebte förmlich von neuem auf, nachdem man ihm das Verbleiben gestattet hatte, wurde jünger, blüht und trällerte, als herrschte eitel Freude auf Erden.

Und dann — ja, dann fehlte der Alte sich überhaupt nicht mehr an den Krieg. Er traf allerhand wunderbare Vorbereitungen, und eines Tages — es war Frühling geworden — begann er wahrhaftig, seinen Ader zu pflegen. Jeden Morgen strankte er seinen klapprigen Gaul vor den Pflug und zog los, als hätte er keine Minute Zeit zu verlieren. Und wenn man ihn dann vorhielt, daß er doch nicht wissen könnte, ob nicht ein einziger feindlicher Schuß eines schönen Tages sein ganzes Feld in eine wüste Grube verwandelte, lächelte er nur, wiegte wortlos den Kopf, schmolzte dem Noß zu und pflügte weiter.

Soweit ist die Sache ganz friedlich und manierlich und reif

fürs sonntägliche Familienwochenblatt, nicht wahr? Aber das diese Erde kommt noch.

Uns ging es seit einiger Zeit nämlich gar nicht gut. Trotzdem wir die Geschütze so gut versteckt hatten, daß kein Saboteur sie hätte erschließen können, regnete es beängstigend viele Vorkreuzer in die Batterien. Blaus, das ging mit einer Genauigkeit, als hätte der gegnerische Artillerist es in aller Ruhe und Gemütsruhe mit 'nem Millimetermaß ausgemessen. Ich ließ den Standort der Geschütze bei Nacht und Nebel wechseln und schmeichelte mir, dabei mit aller Schleichheit und so unsichtbar verfahren zu sein, wie nur irgendein Fuchs in seinem Bau. Aber siehe da: die feindlichen Vorkreuzer suchten auch die neuen Plätze so schnell auf, als wären sie von der Hand eines allwissenden Geistes gelenkt. Es wurde ungemütlich, sehr ungemütlich sogar.

Wir wechselten von neuem; ja, wir wechselten jeden Tag, den der Verräter gab, und das Ergebnis war immer dasselbe. Nachgerade stand man vor einem Rätsel. Gewiß — feindliche Flieger kamen jeden Tag und guckten herab, neugierig wie die Spähen. Aber die Batterien waren gegen jederlei Fliegerjagd mit einer Vollkommenheit abgedeckt, die man wohl als einen Rekord hätte bezeichnen mögen. Man konnte jeden Schwarm leisten, daß kein Flieger auch nur den Schatten eines unserer Geschütze vor sein Fernrohr bekam. Und trotzdem ihre Besuche also nicht den leisesten Zweck haben konnten, stellten sie sich tagtäglich ein; obwohl manch einer durch uns heruntergeholt wurde.

Die Schießerei und das Versteckspiel gingen weiter — es war, um den Verstand zu verlieren. Da legte einer unserer Flieger-Leutnants — der jüngste war es — einen heiligen Eid ab, daß er der Sache auf die Spur kommen werde, koste es, was es wolle. Und er begann auch sofort mit seiner Detektivstrategie.

Das seine Ausspinnungen von Erzählungen ist nicht meine Sache. Ich kenne mich wahrhaftig mit Spannung, Knipfen des Leitfadens und Gipfelsturm, oder wie all das Zeug heißen möge, nicht aus. Ich kann nur berichten, wie es war. Will darum gleich verrotten, daß der Sherlock Holmes-Leutnant 'nen vollen Erfolg erlangt.

Er folgerte so: da kein feindliches Auge, auch kein Flieger die Geschützstellung zu entdecken vermag, kann es sich nur um Verrat handeln. Dafür kommt natürlicherweise nur ein Franzmann in Frage. Der einzige Franzose im ganzen Dorfe aber ist — der alte Vater Mathieu. Doch, wenn diese Logik stimmt, wie sollte der Alte sich mit den Artilleristen verständigen? Wie sollte dies geschehen, da er doch morgens bis abends sein Feld pflügte und nachts ruhig in seinem Schuppen neben dem Gaud schlief. Denn die letztere Tatsache hatte man durch Kontrolle mit Leichtigkeit feststellen können.

Eine verdammt schwere Sache. Aber der Leutnant war zäh; er gab nicht nach. Er beobachtete den alten Mathieu bei der Arbeit; und trotzdem er nicht gerade fachverständig in der Landwirtschaft war, fand er das ewige Pflügen des Auen nachgerade doch ein wenig sonderbar. Denn wenn an einem Tage das Feld fertiggepflügt zu sein schien, begann der Bauer am nächsten Morgen dennoch unentwegt von neuem. Und zwar zog er die Furden gegen alles Herkommen vertwiegend kreuz und quer, ohne Sinn und Verstand.

Da teilte mir der Leutnant seinen Plan mit, und demzufolge ließ ich die Batterien so oft wie möglich wechseln. Der Leutnant aber stieg auf und zeichnete aus der Vogelperspektive das Feld des Vaters Mathieu mit allen Ackerfurden genau nach.

Und diese Ackerfurden waren das ganze Geheimnis. Sie stellten nämlich die Niesenzeichen einer Geheimschrift dar, die von den feindlichen Fliegern in aller Gemütsruhe abgelesen wurde.

Von dem Augenblick an, da wir den landwirtschaftlichen Eifer des alten Mathieu ein jähes Ende setzten, waren unsere Batterien plötzlich so sicher geborgen, daß ein Wind auf den Höhen hätte heruntarunen mögen.

Tja, wenn das nicht auch so 'ne Art Romantik ist . . .

Vermischtes.

* **Milchflaschen aus Papier.** Da die allgemein üblichen Milchflaschen aus Glas den Nachteil haben, daß sie sich sehr schwer reinigen lassen und zweitens sehr leicht zerbrechen, wurden in den Vereinigten Staaten Versuche zur Herstellung einer neuen Art von Milchflaschen unternommen, wobei man schließlich zur Fabrikation von Milchflaschen aus mit Paraffin getränktem Papier gelangte. Als Grundstoff dient, wie einer Schilderung der „Umschau“ entnommen werden kann, Holzschliff, u. z. v. genügt 1 Tonne dieses Rohstoffes zur Herstellung von 60 000 Flaschen. In einem mit diesem Holzschliff gefüllten Behälter wird ein Stahlfeder getaucht, und vier stählerne Baden pressen die Masse um den Kern, wodurch ein nachfolgendes Gefäß geformt wird. Bei immer stärkerer Pressung dreht der so gestaltete Papierförder sich dreimal um sich selbst, dann wird das Gefäß getrocknet und mit Aufschriften bedruckt, hierauf entfernt man den Kern daraus durch einen Stahlgreif, ein Förderband bringt die Flasche zu einer Maschine, die das Hals und Boden einbiegt, und endlich wird die Flasche noch in ein Paraffinbad getaucht, um gegen Nässeigkeiten

und Säuren unempfindlich zu werden. Zu der ganzen Herstellung verwendet man besondere neue Maschinen, die die Durchführung der Arbeit ohne jede Unterbrechung ermöglichen und in einer Stunde 5000 fertige Flaschen liefern. Da es sich um ein keineswegs kostspieliges Grundmaterial handelt und zur Bedienung der maschinellen Einrichtung 3 Mann genügen, sind diese Milchflaschen aus Papier, abgesehen von ihren sonstigen Vorzügen, auch weitaus billiger, als die bis jetzt gebräuchlichen Glasflaschen. Eine Flasche ist bei dem beschriebenen Herstellungswege innerhalb 8 Minuten fix und fertig.

* **Ein Kunstmehl!** Zwei schwedische Chemiker, Alfred Schmägers und Gunnar Lehander, haben in den letzten Monaten, wie aus Stockholm berichtet wird, Versuche zur Gewinnung eines Kunstmechles ausgeführt und dabei, wie sie versichern, vollen Erfolg gehabt. Vorläufig halten sie ihr Verfahren der Kunstmehlgewinnung noch geheim, doch haben sie bereits mitgeteilt, daß die Rohstoffe Pflanzen sind, die in Schweden wild vorkommen. Nach ihrer Angabe ist das Kunstmehl — das diesen Namen freilich nicht ganz verdient — schon erprobt worden; sie wollen brauchbares Gebäck erzielt haben, das 75 Prozent Kunstmehl enthält. Daß die Kohlenhydrate wildwachsender Pflanzen für die menschliche Ernährung erschlossen werden können, ist daraus glaubhaft. Wie die beiden schwedischen Chemiker dieses Kunstmehl fertiggebracht haben, wird man wohl bald aus ihren zu erwartenden weiteren Veröffentlichungen erfahren.

* Das „**Dienstbad**“ des Boilu. In einer französischen Garnison wurde in einem Befehl bekanntgegeben, daß alle Wäscherpersonen, auch die außerhalb der Kasernen wohnenden, an jedem Dienstag um 5 Uhr morgens in der Kaserne ein Bad zu nehmen haben, es sei denn, daß sie privat baden und dies durch eine amtliche Bescheinigung beweisen. Nun ist aber die Kaserne sehr weit von der Stadt entfernt, und die elektrische Bahn beginnt erst um 1/6 Uhr morgens zu verkehren. Da nun die meisten Angehörigen dieser Garnison außerhalb der Kaserne wohnen, bleibt ihnen nichts übrig, als dem zweiten Teil des Befehls Folge zu leisten. Dies ist aber nicht gerade leicht, da die amtliche Bescheinigung mit gegeben wird, wenn ein Augenzeuge die Tatsache des Badens bestätigen kann. Darum gehört es in dem Städtchen zu den neuesten Obliegenheiten der Hausmutter, den Vätern ihrer militärischen Mieter mindestens einmal wöchentlich beizuwohnen.

Bücherlisch.

— **Gegen sechsfache Uebermacht**, von Antaeus (Literar. Anstalt Hirtten und Voening, Frankfurt a. M. Preis 1 Mark). Der Verfasser hat auf 16 Seiten das interessanteste Material zusammengetragen, das diesen Weltkrieg kennzeichnet und das davon jedermann sich zur Hand legen sollte. Ohne Weitschweifigkeit wird zunächst einmal festgestellt, wer vor dem Krieg Eroberungspolitik getrieben hat. Die territoriale Entwicklung der Großmächte wird uns in kurzen Zügen vorgeführt und wir sehen nun, wieviel Quadratkilometer und wieviel Millionen Einwohner England und seine Bundesgenossen seit 1871 zugenommen haben gegenüber Deutschland. Auch die Gründe dieser Expansionspolitik werden treffend dargelegt. Die Daten aller in diesem Weltkampfe mitwirkenden Kriegserklärungen und Abträge der Beziehungen werden übersichtlich nebeneinandergestellt, und an der Hand origineller Skizzen, Karten und graphischer Darstellungen erkennen wir, welcher ungeheuren, zahlenmäßigen Ueberlegenheit die Mittelmächte gegenüberstehen, wie die Erde aussehen würde, wenn es England glückte, seine Mäure durchzusetzen. Aber die wertvolle Veranschaulichung unserer Leistungen und Erfolge erweckt dem Leser des Buchlebens doch wieder die lebendigste Zuversicht! Aus den Schlussworten des Verfassers ersehen wir, daß er weder zu den Anertonischen, noch zu den Berzichtigpolitikern gehört. Was er erstrebt, drückt er selbst im letzten Satz seines Werkchens am besten aus: „Einen Rückblick auf das Geleitete, einen Ausblick in die Zukunft, eine Herzstärkung für die Gegenwart — dies soll die vorliegende Schrift gewahren.“

— **U. S. Amerika**, Gedanken und Erinnerungen eines Austauschprofessors. Unter diesem Titel ist soeben im Verlag von F. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart eine Schrift von Dr. Albrecht Bend, Professor der Erdkunde an der Universität Berlin, erschienen, die bei den gegenwärtigen Interessen für Amerika wie gerufen kommt. Diese kleine Broschüre ist sehr frisch und lebendig geschrieben, und es ist ihr eine große Verbreitung in den weitesten Kreisen zu wünschen. Der Preis des hübsch ausgestatteten Bändchens, das für 10 Pf. ins Feld verschickt werden kann, beträgt 1 Mark.

Ergänzungsrätsel.

at K hel a A s
nd B . o Ge Or o Pe e B d

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, so daß Hauptwörter entstehen. Die eingelagerten Buchstaben müssen im Zusammenhang einen Sinnspruch ergeben.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:
Sandale (Sand—Ale.)